

i Fijáte !

No. 401 9. Jan. 2008

14. Jahrgang

Nach dem Krieg: Wo bleibt die soziale Gerechtigkeit?

„Die langjährige Erfahrung mit Basisgesundheitsprojekten in Kriegs- und Nachkriegsgesellschaften hat uns gelehrt, dass nach bewaffneten Konflikten der psychosozialen Genesung besondere Bedeutung zukommen sollte“, schreibt medico internationale schweiz im Editorial ihres Bulletins 4/07. Aus Anlass der 70 Jahre ihrer Gründung veranstaltete die Organisation am 8. Dezember 2007 in Zürich eine Jubiläumstagung unter dem Titel „Nach dem Krieg: Wo bleibt die soziale Gerechtigkeit? – Straflosigkeit, Traumatisierung und Perspektiven des Widerstands am Beispiel Guatemalas“.

Wir fassen in diesem ¡Fijáte! die wichtigsten Thesen der drei Hauptreferate und der Podiumsdiskussion zusammen und bedanken uns an dieser Stelle beim Protokollführer und Transkripteur. Die live-Aufnahmen der einzelnen Referate können bei der Redaktion bestellt oder ab Ende Januar auf www.medicointernational.ch heruntergeladen werden.

Überleben und genesen als Form des Widerstandes

Auszüge aus dem Referat von Yolanda Aguilar

Soziale Gerechtigkeit nach dem Krieg würde für uns bedeuten, dass die Kriegsoffer und die alten Menschen der Kriegsgeneration gut versorgt sind und ein würdiges Leben führen können. (Vietnam: Ajuska Weil, Vietnam-Solidarität)

Guatemala hat 36 Jahre Krieg erlebt. Tausende Frauen und Männer litten unter den Konsequenzen des bewaffneten Konflikts speziell während den 70er und 80er Jahren. Ganze Dörfer wurden zerstört und von der Landkarte gestrichen, Tausende von Menschen wurden gefoltert, hingerichtet und sind verschwunden worden. Frauen wurden vergewaltigt und brutal erniedrigt. Der Terror besetzte die wichtigsten Bereiche im Leben der Guatemaltekinnen. Es wurde eine Kultur etabliert, in der Gewalt die einzige Form der Konfliktlösung bildete und das tägliche Leben beherrschte.

Ohne historisches Gedächtnis bleibt der Übergang vom Krieg zum Frieden eine wackelige Brücke zwischen Dialogen der Vergangenheit und der Gegenwart, zwischen einer Kultur der Gewalt und der Möglichkeit, die Straflosigkeit zu überwinden, zwischen dem persönlichen und dem sozialen Schmerz und zwischen der individuellen und kollektiven Heilung. Oft fragen wir uns, ob wir uns bewusst sind, in welche Richtung die Transition verläuft, und ob wir uns wirklich seriös und tiefgründig mit der Komplexität auseinandersetzen, die es bedeutet, in einer Nachkriegsgesellschaft zu leben.

Die Friedensabkommen gaben der ersten Nachkriegsetappe einen gewissen Sinn. Aber die Transition war nicht das, was wir erhofften. Der bewaffnete Konflikt wurde zwar beendet, aber die strukturellen Ursachen, die dazu führten, bleiben bestehen - und ergänzen den persönlichen und kollektiven Schmerz langer Jahre und (bei vielen) die Überzeugung und die Verzweiflung, dass sie den Rest ihres Lebens mit diesem Schmerz leben müssen.

Wir haben in Guatemala verschiedene Phasen des Post-Konflikts durchlaufen: Diffuse und dunkle, aber auch solche, die uns Momente der Klarheit und Hoffnung erlaubten. Ich

glaube, dass aus den tiefsten Schmerzen die stärksten Energien und die besten Bedingungen für eine Heilung erwachsen. Dies ist nicht einfach, im Gegenteil: es geht sehr tief und ist schwierig anzugehen - aber es ist möglich.

Ein wichtiges Element in diesem Prozess ist das "darüber sprechen" und das "gehört werden". Der erste Schritt in der Arbeit mit im Krieg vergewaltigten Frauen ist es, ihnen Raum zu geben, sich kennenzulernen, sich zuzuhören und sich in den Erzählungen der andern wiederzuerkennen. Die erlebte Vergewaltigung ist für sie das (schmerzliche) Geheimnis ihres Lebens. Das erste Mal vor anderen Frauen zu sprechen, die dasselbe erlebt haben, ist für sie ein grosses Ereignis. Das gemeinsame Weinen und Lachen, eine Art von Komplizinnenschaft, ist der erste vage Pfad, auf dem sie vorwärts kommen.

Gerade in Gesellschaften wie der guatemalteckischen und speziell bei den Mayas sind Themen wie sexuelle Gewalt ein Tabu. Ich selber habe meinen Schmerz überwunden, indem ich geredet und geredet habe, indem ich wiederholt und wiederholt habe. Ich habe dadurch gelernt zu verstehen, wozu ich fähig bin, und mich von meinem eigenen Schmerz zu distanzieren.

Yolanda Aguilar ist feministische Anthropologin. Sie arbeitete am REMHI-Bericht "Guatemala - Nunca más" mit und verfasste das Kapitel über sexuelle Gewalt gegen Frauen während des Krieges. 2003 gründete sie zusammen mit anderen Frauen das Konsortium *Actoras de Cambio*, dessen Ziel es ist, das Schweigen zu brechen und den Frauen dazu zu verhelfen, Akteurinnen ihrer eigenen Geschichte zu werden.

Seit fünf Jahren arbeiten wir mit mehr als hundert Maya-Frauen, die fünf linguistischen Gruppen angehören. Einmal jährlich treffen sich alle, um ihre Fortschritte zu evaluieren und die nächsten Schritte zu planen. Wir haben kürzlich eine juristische Untersuchung mit dem Titel "Das Schweigen brechen" veröffentlicht. Wir dokumentieren darin Mög-

lichkeiten und Strategien, wie auf nationaler oder interamerikanischer Ebene die Penalisierung von während dem Krieg ausgeübter sexueller Gewalt erreicht werden kann. Die Verurteilung oder Bestrafung des Täters kann wichtig sein, ist aber allein noch keine Bedingung für eine Heilung. Deshalb sind wir aktuell daran, eine Publikation über das histori-

sche Gedächtnis dieser Frauen zu erarbeiten. Die Art, wie jede einzelne Frau, die sexuelle Gewalt erlebt hat, diese verarbeitet, ist mit ihrer persönlichen Geschichte verbunden und zeigt sich darin, wie die Frau diese Geschichte interpretiert und welchen Ausdruck sie ihrem Schmerz gibt. Weiterleben ist eine Form des Widerstandes!

Kommentar der Redaktion: 1984 war Yolanda Aguilar als 20jährige in Zürich zu Besuch zu Diskussionen mit Linken für eine Unterstützung der URNG. Dies war eine der ersten Veranstaltungen des frisch gegründeten Guatemala-Komitees Zürich. 23 Jahre später steht die Referentin vor einer komplett veränderten Situation: Gab es damals viel von Kampf und Schmerz zu berichten, legt Yolande Aguilar heute das Gewicht auf viel innerem Frieden. Das ist sicher wichtig und gut und eine notwendige Voraussetzung für eine Aufarbeitung der Vergangenheit. Doch die Zeit ist nicht still gestanden in Guatemala, und die Gegenwart zeigt sich mit bis zu 19 Morden pro Tag ähnlich gewalttätig wie während des Krieges. Weil aber diese Gewalt in sogenannten Friedenszeiten stattfindet, wird ihr weder internationale Aufmerksamkeit geschenkt noch werden spezielle finanzielle Mittel zur Rehabilitation der Opfer freigestellt. Diese Gewalt wird aber die Nachkriegsgesellschaft individuell und kollektiv prägen, so dass wir unter Umständen in 23 Jahren wieder am selben Punkt stehen - mit anderen Opfern.

Straflosigkeit und Gerechtigkeit

Zusammenfassung des Referates von Miguel Moerth

Soziale Gerechtigkeit nach dem Krieg würde für uns bedeuten, dass die Gesetze angewandt und so die Rechte aller geschützt würden, unabhängig von der Person. Dass das freie Denken, die Meinungs- und Bewegungsfreiheit, unser Anspruch, angehört zu werden und unser Recht auf Arbeit respektiert würden. Dass die Staatsgüter der Gesellschaft zu Gute kämen, die Arbeitslosigkeit sinken würde und damit auch die Kriminalität. (Guatemala: Santiago Lucas Ramos, Präsident Asociación Guatemalteca de Personas con Discapacidad, Kriegsversehrtenorganisation)

"Tiefe institutionelle Staatskrise"

Ausgehend von dieser These präsentiert Miguel Moerth ein mehr oder weniger desillusionierendes Bild von Guatemala rund zehn Jahre nach Einleitung des Friedensprozesses:

Der prozentuale Anteil von Menschen, die in Armut leben, ist zwischen 1996 und 2005 von 50% auf 57% gestiegen, jener, die in extremer Armut leben, von 16% auf 21,5%. Und 52% der Kinder unter 6 Jahren weisen Mangelerscheinungen auf - eine Bildungsreform macht unter diesen Umständen schlicht keinen Sinn, da schlecht ernährte Kinder auch schlecht lernfähig sind.

Auch der Staat ist weitgehend verarmt: bloss 2,8% des Budgets gehen in die Erziehung, sogar nur 1,5% der Staatsausgaben in die Gesundheit. Dabei weist Guatemala ein Wirtschaftswachstum von 7,8% auf - bloss kommt dies nirgends an und ist in der breiten Bevölkerung nicht spürbar.

Hinzu kommt eine hohe und stetig zunehmende Gewaltkriminalität, die einem kollabierenden Sicherheitssystem gegenübersteht: 6'000 Morde pro Jahr kontrastieren mit einer Aufklärungsquote von 1-2%. In den letzten Jahren verschärfen sich zudem die sozialen Konflikte dramatisch (z.B. aufgrund Tariferhöhungen, in den Gold- und Silberminen, wegen Missachtung der Mitspra-

che der Bevölkerung bei Referenden etc.).

Guatemalas Exekutive befindet sich im freien Fall, während die Legislative (das Parlament) gar nicht mehr tiefer fallen kann. Es kursiert ein Wortspiel über die ParlamentarierInnen: sind es abgeordnete Kriminelle oder kriminelle Abgeordnete? Zusammengefasst:

1. es herrscht eine strukturelle Straflosigkeit und
2. ein dramatischer Zerfall von Werten und Autorität.

„Impunidad“ als Versagen des Systems

Straflosigkeit beschreibt schon lange nicht mehr nur ein politisches Phänomen. Sie ist Ausdruck des Versagens des gesamten Systems und erklärt sich aus Vergangenheit und Gegenwart. Der unterwanderte Staat befindet sich praktisch in Geiselhaft. Die Organisierte Kriminalität und andere Verbrecher streiten zwar oft untereinander, aber wenn's darum geht, den Staat und insbesondere den Justizapparat zu schwächen, arbeiten sie alle zusammen.

Mittels Korruption, Erpressung und Bedrohung wird das ganze Straffjustizsystem angegriffen. StaatsanwältInnen werden geschmiert, die Polizei wird durch kriminelle Milieus infiltriert, und es ist bekannt, dass in Guatemala die Polizei mehr mordet als dass sie Morde

aufklärt (wobei die Morde von Polizisten an Maras von der Bevölkerung gutgeheissen werden). Zentraler Angriffspunkt des Verbrechens ist dabei die

Miguel Moerth ist Rechtsanwalt und arbeitete als Strafverteidiger in Dortmund an der Seite von Tätern. Ab 1992 war er an einem Begleitprojekt für die Rückkehr der guatemalteckischen Flüchtlinge aus Mexiko beteiligt - nun auf Seiten der Opfer; von 1995 - 1998 Mitarbeiter am REMHI-Bericht „Guatemala - Nunca Más“, danach bei der Menschenrechtsorganisation CALDH als Leiter der Rechtsabteilung und zur Vorbereitung des Völkermord-Prozesses gegen die Regierungen von Lucas García (1978 - 1982) und Ríos Montt (1982 - 1983). Als Mitbegründer und Direktor des CAFCA (Zentrum für forensische Analyse und angewandte Wissenschaft; Exhumierung von Massengräbern) setzte sich Miguel Moerth gegen die Straflosigkeit und für die Stärkung des Justizsystems ein. Nachdem er das schweizerische Programm zur Friedensförderung des EDA auf der Schweizer Botschaft in Guatemala koordiniert hat, wird er ab 1.1.2008 bei der CICIG (Internationale Kommission gegen Straflosigkeit im Rahmen einer UNO-Vereinbarung) arbeiten.

Strafermittlung, deren geringe Effizienz auch im zentralamerikanischen Vergleich in puncto Finanzierung oder Stellenbesetzung beispiellos katastrophal ist: bei 80'000 Strafanzeigen pro Jahr kommt es zu 1'100 Urteilen.

Zusammenfassend präsentiert es sich so: je mehr Kriminalität, desto weniger PolizistInnen, je mehr Morde, desto weniger StaatsanwältInnen. Eine Lösung läge darin, statt dem ideologischen Konzept der repressiven Sicherheit zu huldigen, auf eine demokratische Sicherheit zu setzen.

Korruption

Zum Kontext der Korruption gehört, dass der Staat seine Legitimität immer mehr verliert, weil er elementare Bedürfnisse nicht mehr befriedigen und zentrale Funktionen nicht mehr wahrnehmen kann. Das Gewaltmonopol zum Beispiel liegt längst nicht mehr beim Staat: den 20'000 PolizistInnen stehen mittlerweile 100'000 private Sicherheitskräfte gegenüber.

Je schwächer ein Staat, desto erpressbarer ist er. Korruption bedeutet die Kontrolle zum Zugang zur Macht und zerstört sowohl den Staat wie auch die Gesellschaft. Die institutionelle Kultur von staatlichen Stellen löst sich vom Rechtsstaat, und die staatlichen Institutionen werden zu „feudalen Höfen“, an welchen die Logik des jeweiligen Chefs entscheidet.

Um dem „Prinzip Gemeinwohl“ gegenüber den individuellen Interessen zum Durchbruch zu verhelfen, bräuchte

es auf allen Ebenen die Bereitschaft zu Veränderungen:

1. Mit den alten Alliierten brechen!
2. Die Schaffung eines Netzes von „Unberührbaren“ (KorruptionsbekämpferInnen dürfen nicht angegriffen werden)!
3. Die Bereitstellung von öffentlichen Räumen (Diskussionsforen, Transparenz etc.)!

„Saldo“ 10 Jahre nach dem Krieg

Der Friedensprozess dauert nun bereits 20 Jahre. 1996 wurde das Friedensabkommen in Esquipulas unterzeichnet. Was ist das Ergebnis heute?

- * Der Krieg ist beendet, aber nicht die Gewalt.
- * Das Militär wurde teilweise demobilisiert, aber die Polizei militarisiert.
- * Die Wahrheit ist benannt, aber immer noch herrscht Strafflosigkeit.
- * Die kriegsbedingten inhumanen Situationen sind zu Ende, aber Armut besteht immer noch.
- * Die Kultur des Schweigens ist teilweise durchbrochen, aber die Angst bleibt.
- * Der Völkermord ist Vergangenheit, aber der Rassismus ist geblieben.

Guatemala befindet sich im Prozess einer gescheiterten Staatsbildung. Ein „failed state“ zeichnet sich durch drei Umstände aus: der Staat hat keine Legitimität mehr, das Gewaltmonopol liegt nicht mehr beim Staat, er kann keine Sicherheitsgarantie mehr gewähren. Alle drei Punkte treffen auf Guatemala zu.

Es gibt zwar Perspektiven, und der Prozess ist noch umkehrbar. Aber entscheidend ist der politische Wille – z.B. die Aufklärungsquote der Verbrechen zu steigern, die Korruption wirksam zu bekämpfen, die Partizipation der BürgerInnen zu fördern. In dieser Hinsicht hat die Regierung Berger gar nichts getan. Ob die neue Regierung Colom die notwendigen Schritte macht, darf wegen ihrer Verbindung mit der Oligarchie und der Nähe zur Organisierten Kriminalität bezweifelt werden.

Konzepte, um die es zu kämpfen gibt

Unabdingbar ist eine Konzeptänderung, die mit politischem Willen durchgesetzt werden könnte, und zwar:

1. Ein Bewusstsein schaffen, dass Staat und Zivilgesellschaft im selben Boot sitzen!
2. Ein Paradigmenwechsel bei Polizei- und Sicherheitsreform hin zu demokratischer Sicherheit!
3. Der Kampf gegen die Korruption muss eine soziale Bewegung werden!
4. Ein radikaler Bruch mit der Vergangenheit: nunca más!
5. Stärkung der staatlichen Institutionen als Teil eines öffentlichen Netzes zu Gunsten des Gemeinwohls, durchgängig auf allen Ebenen und in allen Departements!
6. Schaffung von öffentlichen Räumen – im Sinne von verstärkter BürgerInnenbeteiligung, von Zuhören und Verhandeln in den Gemeinden!
7. Rückgewinnung von Vertrauen in staatliches Handeln!

Kommentar der Redaktion: Das Referat von Miguel Moerth stammt zweifellos aus der Feder bzw. aus dem Mund eines in Guatemala lebenden, durch die Umstände und Erfahrungen pragmatisch gewordenen, aber trotzdem nicht resignierenden Menschen. Seine Aussage, der Staat und die Zivilgesellschaft würden im selben Boot sitzen und das Problem heute sei nicht (mehr) ein repressiver, sondern ein zerfallender Staat, löste im Publikum heftigen Widerspruch aus. Der „mangelnde politische Wille“ der guatemaltekischen Regierung, etwas zu verändern, ist zwar die Quintessenz jeder kritischen politischen Analyse, doch darf dabei nicht vergessen werden, dass Guatemala keine einsame Insel ist und unabhängig von der jeweiligen Regierung nicht aus eigener Kraft aus seiner momentanen Krise herauskommt. Entsprechend scheinen die von Moerth genannten „Konzepte, um die es zu kämpfen gibt“ zwar nicht falsch, aber etwas naiv, berücksichtigen sie doch in keiner Weise die wirtschaftlichen und geopolitischen globalen Abhängigkeiten Guatemalas (nicht nur) von den USA.

medico international schweiz ist unter den rund 50 schweizerischen Gesundheits-NGOs keine neutrale Organisation. Die entwicklungspolitische Organisation wurde am 9. Dezember 1937 als Verein CSS (Central Sanitaire Suisse) gegründet. Es waren die dunklen Zeiten des spanischen Franco-Regimes, als sich medizinische Fachkräfte aus der Schweiz dazu entschlossen, die AntifaschistInnen in ihrem Widerstand zu unterstützen. medico international schweiz, wie CSS nach einer Namensänderung vor fünf Jahren heute heisst, setzt sich seit 70 Jahren für eine gerechte, basisnahe Gesundheitspolitik ein. Zurzeit unterstützt medico Projekte in Guatemala, El Salvador, Nicaragua, Mexico, Kuba, Palästina/Israel, Vietnam und Eritrea. medico bezieht klar Stellung, wenn es darum geht, Unrecht zu benennen, und unterstützt jene Kräfte vor Ort, die ihre Anliegen selbstbestimmt in die Hand nehmen.

¡Fijáte!

Herausgegeben von:
Solidarität mit Guatemala e.V.

Bankverbindung:
Postbank Karlsruhe
BLZ: 660 100 75
Kto.-Nr.: 32 95 01-751

Aboverwaltung:
Ewald Seiler
Rahel-Varnhagen-Str. 15
79100 Freiburg
fijate@web.de

Redaktion:
Barbara Müller
Christiane Treeck
c-tree@gmx.net

Jahresabo: 55.- •
Auslandsabo: 60.- •
E-Mail-Abo: 50.- •
Erscheinungsweise 14-täglich.
Nachdruck mit Quellenangabe erwünscht.

www.guatemala.de/Fijate

Schweigen und Scham

Auszüge aus dem Referat von Ursula Hauser

Soziale Gerechtigkeit ist das Sicherheitsnetz einer Gesellschaft. Und es ist die fundamentale Garantie für Ruhe und sozialen Frieden. Um soziale Gerechtigkeit zu erreichen, muss sich die gesamte Gesellschaft für einen echten Prozess des Aufbaus von sozialem Frieden und Versöhnung und einer fairen Verteilung der Ressourcen einsetzen. (Palästina/Gaza: Abu Akram, Palestinian Medical Relief Society)

Im Folgenden möchte ich meine Erfahrungen der kollektiven Bewältigung in Post-Konflikt-Situationen in verschiedenen Ländern darstellen, die unter anderem auch der Individualisierung und der Pathologisierung des Traumaverständnisses entgegenwirken sollen.

Ich bin gegen eine Pathologisierung des Begriffes des Traumas, das leider in den letzten Jahren zu einem Spezialgebiet auf dem Psychomarkt wurde. Selbstverständlich geht es nicht darum, zu verneinen, dass tatsächlich grässliche psychologische Folgen und dramatische Spuren einer traumatischen Erfahrung im Krieg oder in der Post-Konflikt-Situation im Subjekt entstehen, die dringend Hilfe brauchen. Aber wir müssen diese Hilfe im Zusammenhang der politischen Situation verstehen und zu gestalten versuchen und sie nicht als "Krankheit" behandeln.

Wie stärken wir den "Widerstand" ?

Als Psychoanalytikerin verstehe ich meine Aufgabe in erster Linie darin, die Widerstandskräfte in den Individuen und im sozialen Netz zu stärken, das heisst zu versuchen, die persönliche Geschichte in ihrem sozialen und kulturellen Kontext besser zu verstehen, und damit auch das kollektive Gedächtnis zu erweitern. "Unbewusstes bewusst" machen, die dunklen oder leeren Löcher in der eigenen und der sozialen Geschichte auszufüllen, Worte zu suchen für unaussprechliche Erlebnisse, einen Raum zu schaffen, damit sich die verdrängten Gefühle ausdrücken können.

Es sind hochgesteckte Ziele, und es ist ein schwieriger, langwieriger Weg, bis das Schweigen gebrochen und schmerzliche Erinnerungen ausgesprochen werden können.

Das Schweigen ist ein Schutz, die Verdrängung von traumatischen Ereignissen machte das Überleben möglich, und deshalb muss mit grossen psychologischen Widerständen gerechnet werden, wenn wir die Aufarbeitung dieser schrecklichen Geschichte als Ziel haben. Selbstverständlich ist zudem die "äussere" Repression, das Verbot oder die politische Doktrin des "Punto final", wie wir es von den lateinamerikanischen Diktaturen her kennen, das grösste Hindernis im Kampf gegen die Straflosigkeit und das Brechen des Schweigens. Die realen Drohungen seitens der Regimes

bedeuten das Risiko der Wiederholung von Folter und Gefängnis, also kann das Schweigen ein "normales Verhalten als Schutz gegen den Terror einer faschistischen Regierung" bedeuten. Dass dieses Schweigen langsam der psychischen Verdrängung entgegenkommt und nach und nach die realen Geschehnisse vom Individuum und der Gesellschaft vergessen werden, lässt sich daraus verstehen. Deshalb ist die "offizielle Geschichte" immer mit Mythen, Lügen, Verfälschung und Vertuschung der wahren Tatsachen verbunden, und die Aufdeckung und Suche nach der "wahren Geschichte" ist ein schmerzlicher und langwieriger Prozess.

Die Psychoanalyse wurde als "Talking cure" benannt, die Therapie basiert auf dem Reden, Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten. Jemand muss zuhören, der/die Therapeut/in, und diese Beziehung soll ermöglichen, dass langsam die Barrieren der Scham und auch der Schuldgefühle durchbrochen werden können.

Eine andere Methode scheint mir von meiner bisherigen Erfahrung her besser geeignet für die Aufarbeitung des politischen Terrors und seiner Konsequenzen im Subjekt: Das Psychodrama als Gruppentherapie. Aber auch diese Methode hat ihre Tücken: Wer kann garantieren, dass niemand in der Gruppe ein Spitzel ist oder einfach aus Unachtsamkeit die "goldene Regel" der Discretion verletzt?

Wie damit umgehen?

Schweigen und Scham als Problematisierung im Umgang mit politischen, traumatischen und psychologischen Konflikten ist also viel weiter gefasst als lediglich die Untersuchung dieser Phänomene im "Andern" im "Patienten" oder "der Gruppe". Sie bezieht alle Beteiligten mit ein: Täter, Opfer, TherapeutInnen, ÜbersetzerInnen, ZuhörerInnen ... auch Sie, verehrte Anwesende! Würde ich als Fallbeispiel, wie dies oftmals üblich ist, eine Vignette aus der Therapie mit einer gefolterten Frau erzählen oder wenn Sie von den grausamen Handlungen der Para-Militärs gegen ganze Dörfer in Guatemala hören, was geht in Ihnen vor? Sind Sie ein heimlicher Voyeurist, eine Sadistin? Oder müssen Sie Augen, Ohren und Mund schliessen, wie die drei Affen? Überall besteht die

Gefahr, dass wir zu KomplizInnen für das repressive System gemacht werden.

Wie gehen wir um mit Schweigen und Scham? Wie können wir verhindern, dass auch in uns, in jedem und jeder Einzelnen, diese Hemmschranken mit dazu beitragen, dass wir die wahre Geschichte nicht wirklich wissen wollen? Müssen auch wir erleiden, was die meisten der gefolterten Menschen ausdrücken: "Ich habe mein Zuhause in dieser Welt verloren!" Oder: "Ich kann nie mehr Vertrauen in einen Menschen haben..!?"

Wie können wir mit der schrecklichen Wahrheit umgehen, wir, die wir die meisten nicht gefoltert wurden und hier in der Schweiz bestens leben?

Unsere Scham, Wut und Verzweiflung können wir als beste Reaktion auf die grausame, skrupellose, kriminelle und kranke Sucht nach der Weltherrschaft verstehen, wie sie die Bush-Regierung und ihre KomplizInnen anstreben und kein Verbrechen scheuen, um diese Hegemonie zu erreichen!

Selbstverständlich sind diese Gefühle nicht genug, sondern sie können uns bestenfalls als Wegweiser und Signale dienen, um aus dem bleiernen Schweigen herauszukommen und den Mut zu finden, diese Gefühle in Worte zu fassen und damit gesellschaftlich zu machen. Es ist sehr wichtig, dass jede Ungerechtigkeit denunziert und hoffentlich auch gesühnt wird, wenn eine "psychische Gesundheit" angestrebt wird für den individuellen Menschen und für die Gesellschaft.

Zur Methode des Psychodramas

Im Mittelpunkt unserer Projekte mit Psychodrama steht also die Aufarbeitung der kollektiven und individuellen Geschichte, im spezifischen Kontext der Konflikte und des Kampfes zwischen repressiven Regierungen und aufständischen Organisationen.

Wir arbeiten mit dem Psychodrama in Gruppen mit 10 - 20 TeilnehmerInnen, die das Thema selber bestimmen, das bearbeitet werden soll. Der/die ProtagonistIn beginnt, mit Hilfe der Therapeutin, das gewählte Thema im Stegreiftheater darzustellen. Die Gruppe selbst hat auch eine therapeutische Funktion, da die Mitglieder "Hilfs-Ichs" sind, verschiedene Rollen für den/die ProtagonistIn spielen und jeweils in der spezifischen Rolle eigene Erlebnisse und Pro-

bleme darstellen, evtl. auch lösen können. Das Motto ist: eine/r für alle, und alle für eine/n! Es gibt keine ZuschauerInnen, selbst die nicht in Rollen gewählten Teilnehmenden sind im "Chor" und der späteren Mitteilung ihrer Gefühle aktiv. Das von der Gruppe gewählte Thema bedeutet, dass sich die meisten der Beteiligten damit identifizieren, sodass im Verlauf des Psychodramas eine vielfältige Bearbeitung der spezifischen Erinnerung des/r ProtagonistIn entsteht, z.B. einer traumatischen Erfahrung, eines politischen Konfliktes, eines psychosomatischen Symptomes, eines Problems der Organisation etc. Die individuelle Erfahrung wird kollektiv bearbeitet, erweitert, es werden im Spiel Möglichkeiten verschiedener Lösungen gesucht, und das Ziel ist, dass der/die Einzelne sowie die ganze Gruppe flexiblere Ich-Strukturen konstruieren und von rigiden Haltungen etwas abkommen können. Dass in der kollektiven Arbeit und Improvisation viele "vergessene Erlebnisse" auftauchen können, verhilft dazu, die individuelle in die kollektive Ge-

schichte einordnen zu können.

Der Weg von der erlebten Ohnmacht, der Erniedrigung und dem Ausgeliefertsein in der traumatischen Situation zur bewussten Verarbeitung ist auch in der Gruppenarbeit langwierig und schmerzlich. Zuerst war das Vergessen ein Schutz, dann die Schamgrenzen, die manchmal mit Schuldgefühlen vermischt sind, die eigentlich der Aggressor empfinden sollte, die aber meistens vom Opfer übernommen werden. Es ist sehr eindrücklich, welche starke Widerstände überwunden werden müssen, um zusammen mit dem Körperausdruck, der Hilfe der Gruppe, endlich zur Sprache zu finden und die traumatischen Erlebnisse auszudrücken. Wenn ein Thema von der ProtagonistIn angesprochen wird, das alle TeilnehmerInnen betrifft, wandelt sich das Psychodrama in ein Soziodrama um, alle werden ProtagonistInnen, ein kollektives Trauma oder eine gemeinsame Trauerarbeit kann geleistet werden.

Wer hat denn nicht Tote zu beklagen, die nie betrauert werden konnten? Das Thema der "Verschwundenen"

kann im Psychodrama so angegangen werden, dass auf der "Bühne", im surrealistischen Raum, Abschied genommen werden kann, begleitet mit den entsprechenden Gefühlen. Alle können mit dem/r Toten reden, ihm/r Dinge sagen, die sie zu Lebzeiten nicht ausdrücken konnten. Tot ist nur, wer im sozialen Raum vergessen wird, das heisst, von dem niemand mehr redet!

Ursula Hauser ist Psychoanalytikerin und Psychodramatikerin. Sie ist in Ethnopsychanalyse ausgebildet und u.a. Mitglied des Psychoanalytischen Seminars Zürich. 1980 ging sie nach Nicaragua, um für zwei Jahre Basisarbeit zu leisten. "Wenn dann aber zur Revolution noch Liebe kommt, wird daraus lebenslänglich." Heute lebt sie in Costa Rica und ist spezialisiert auf die Arbeit mit traumatisierten Menschen aus Konflikt- und Kriegsregionen. Aktuell leitet sie zusammen mit Maja Hess die Psychodrama-Ausbildung von jungen Frauen in Gaza.

Kommentar der Redaktion: Ursula Hauser gehört zu jener Generation von Frauen, die den Slogan "das Private ist politisch" nicht nur bei ihren GenossInnen und auf Demos eingefordert haben, sondern auch in ihrem Beruf ernst nehmen. Ebenso die Selbstkritik, das kritische Hinterfragen, den permanenten Perspektivenwechsel. Obwohl sich - ausser der ¡Fijáte!-Redakteurin - sicher noch einige im Saal bei gewissen Aussagen von ihr persönlich angesprochen und an wunden Punkten getroffen fühlten, war ihr Input weder moralisch gefärbt noch anklagend, sondern schlicht und einfach eine Aufforderung, sich mit den eigenen (inneren) Widersprüchen als Linke auseinanderzusetzen. Auch bei ihrem Referat war ein gewisser Zweckoptimismus herauszuhören, ihre Beispiele waren mehrheitlich Blitzlichter und Erfolgsgeschichten - unerwähnt blieb, dass es oftmals eine grosse Diskrepanz gibt zwischen dem therapeutisch "geschützten" Raum und der kruden Realität, sei diese politisch, strukturell oder privat.

Perspektiven des Widerstandes

Ausschnitte aus dem Podiumsgespräch mit allen ReferentInnen

Input (gekürzt) von Maja Hess, Ärztin FMH, Präsidentin medico:

Warum überhaupt noch über Widerstand nachdenken? Warum sich nicht ruhig zurücklehnen? Die Zeit des bewaffneten Widerstandes in den Ländern des Südens ist doch vorbei. Wir haben diese Fragen den Partnerinnen und Freunden unserer Projekte im Süden gestellt, nachdem teilweise Friedensabkommen unterzeichnet worden sind. Warum noch Widerstand? - Die Antworten kamen sofort und waren derart klar und aus der jeweiligen politischen Realität heraus formuliert, dass mir unmissverständlich klar wurde, dass sich die politisch und sozial engagierten Menschen im Süden diese Frage nicht einmal im Traum stellen.

Widerstand ist nötig,

* weil diejenigen, die uns gestern umbrachten, uns heute immer noch töten

* weil keine soziale Gerechtigkeit besteht

* weil Frauen im patriarchalen System immer noch ausgebeutet werden

* weil wir immer noch Opfer einer brutalen Besatzung sind

* weil der Neo-Kolonialismus uns nach wie vor beherrscht

* weil transnationale Konzerne ihr neo-liberales Projekt um jeden Preis – auch um den vieler Menschenleben – umsetzen wollen

* weil Rassismus uns beherrscht

Widerstand ist weiter nötig, daran besteht kein Zweifel. Auch für uns als medico schweiz, die wir auf eine 70jährige Geschichte des versuchten Widerstands zurückblicken. Die Frage stellt sich: brauchen wir ein neues Konzept für Widerstand? – Entspricht Widerstand gegen einen repressiven und mächtigen Staat noch der heutigen Realität? Oder ist vielmehr der Staat und seine Struktur so geschwächt und unter-

wandert von kriminellen Organisationen, dass er eher gestärkt werden müsste? Ist das ein Weg von Widerstand? Ist denn Widerstand gegen die Kriegsführung niedriger Intensität, gegen psychologische Kriegsführung möglich? Gegen die Zerstörung des sozialen Gewebes in indigenen Gemeinschaften zum Beispiel, wie dies zurzeit in Chiapas auch stattfindet? Oder wie ist es möglich, den Widerstand gegen die private Tyrannei transnationaler Unternehmen zu gestalten, die den Lebensraum vieler Menschen zerstören und dabei auf die Unterstützung eines korrupten Staates zählen können?

Was in allen Vorträgen aufgetaucht ist, ist das Thema „Schweigen“. Schweigen ist ein Schutz. Also muss, um das Schweigen zu brechen, von aussen ein Schutz aufgebaut werden, damit die Menschen, die bis jetzt geschwiegen haben, sich äussern und ihre Geschichte erzählen können, um sicher zu sein, dass ein „Nunca más“ existiert und existieren wird.

Aus der Podiumsdiskussion

Yolanda Aguilar: Geografisch gesehen, haben sich die Schritte der Frauen heute und hier in der Schweiz gekreuzt. Wir haben gehört, dass an verschiedenen Orten, sei dies in Guatemala, in Gaza, in Bosnien oder in Afghanistan, Zusammenkünfte stattfinden, wo überall dieselben Themen behandelt werden. Ich glaube, es ist Zeit, neue Sprachen zu erfinden, unsere Körper sprechen zu lassen und neue Wege zu finden und auf diesen weiterzugehen. Ich habe die Gewissheit, dass es diese Wege gibt. Wir müssen einfach vorwärts gehen und dabei die Hoffnung nicht verlieren.

Ursula Hauser: Um hier anzuschliessen: es gibt keinen anderen Weg als zusammen weiterzugehen. Und um mit den Träumen der zapatistas von Chiapas zu sprechen: otro mundo es posible – und wir konstruieren sie!

Miguel Moerth: Mir wurde nach meinem Referat verschiedentlich gesagt, dass ich einen sehr optimistischen Eindruck hinterlassen habe. Ich möchte das ausdrücklich korrigieren. Ich bin Zeit meines Lebens Optimist gewesen und bin in Guatemala zum Pessimisten geworden. Wobei: ein Pessimist ist der besser informierte Optimist ...

Yolanda Aguilar: Wir sind alle so verschieden wie es verschiedene Wege gibt. Es gibt nicht ein Rezept, wie der Weg begangen werden soll, sondern es gibt ganz viele und unterschiedliche Wege.

Statement aus dem Publikum: Ich möchte etwas sagen zum Widerstandsrecht der Völker. Ich denke, wir, die hier in Europa leben, müssen das Recht der Völker auf Widerstand respektieren, ihr Recht auch, andere Modelle auszuprobieren, auch wenn uns das nicht passt – z.B. Venezuela: das venezolanische Volk hat das Recht, etwas anderes zu versuchen, und zwar auch mit Fehlern. Wir haben aus europäischer Sicht nicht die Legitimation, einem Volk etwas vorzuschreiben, wie es etwas zu machen hat oder nicht. Und wir können unseren ProjektpartnerInnen in Guatemala natürlich nicht sagen, wie es Miguel Moerth tut, Ihr müsst auf der Seite der Regierung stehen, um diese zu stärken, denn sie stehen auf der andern Seite.

Miguel Moerth: Als ich mein Konzept des Widerstandes geschildert habe, ging es ausschliesslich um Guatemala und nicht z.B. um Mexico, denn dort gibt es ja einen starken Staat. Interessant ist,

dass meine These, den Staat zu stärken, hier provoziert, in Guatemala aber nicht. Die Thesen, die ich vertrete, sind in Guatemala völlig selbstverständlich. In Guatemala löst das keinerlei Widerspruch aus. Widerstand heisst, den Staat stärken, weil wir ihn schlicht zum Überleben brauchen, denn gegen die wirtschaftlichen Mächte braucht es staatliche Regulierung.

Statement aus dem Publikum: Die Arbeit, die medico international auf der medizinischen Ebene macht, ist für alle Länder in Lateinamerika sehr wichtig. Ich bin nicht ganz einverstanden mit der These, dass es kein Rezept gibt, sondern mein Rezept ist der globale Widerstand. Es ist wichtig und nötig, dass wir uns alle gegen das herrschende Wirtschaftssystem wehren. Solidarität mit Zentralamerika ist zweifellos wichtig, aber es ist auch wichtig, dass wir solidarisch sind mit den Menschen, die hier in der Schweiz leiden. Die Rechte ist auf dem Vormarsch, die Ausländerfeindlichkeit nimmt zu, und darum ist nicht nur der Blick nach aussen wichtig, sondern auch die Solidarität mit den Menschen hier. Solidarität ist das Bauen von Brücken als das Verbinden von Welten.

Statement aus dem Publikum: Es ist nicht unbedingt nötig, dass wir uns gegenseitig die offene Türen einrennen. Was hier gesagt wurde über Widerstand und die Solidarität mit Venezuela: natürlich! Das Recht auf Widerstand, auf bewaffneten Widerstand gegen den Imperialismus, die Notwendigkeit gegen diese Faschisierung, die unsere Gesellschaft immer mehr ergreift, zu kämpfen, das ist klar. Heute ist in verschiedenen Beiträgen sehr viel Gewicht auf psychische Momente gelegt worden, wie Widerstand in kleinen Ansätzen umgesetzt werden kann, hier an der Basis, dort an der Basis. Ich selber bin etwas im Clinch, denn wir haben ein Problem, das nicht gelöst ist: wie bringen wir den grossen Widerstand für das Recht auf Leben und den sogenannten kleinen Widerstand, nämlich wie Blockierungen aufgelöst werden, wie wir mit Schmerzen umgehen etc., so zusammen, dass es stimmt, dass es nicht so nebeneinander her besteht. Ich habe keine Antwort darauf. Es gibt die klassischen zwei Gefahren: das eine ist die Analyse, die Linie, die Strategie, der Aufbau. Das andere ist natürlich auch sehr wirkungsvoll: „small is beautiful“ – da haben wir noch ein Ansätzchen und dort können wir noch etwas herauspflücken und dann sind alle ungeheuer happy.

Miguel Moerth: Ich glaube, dass

wir gerade in Post-Konflikt-Länder unglaublich viel Geduld und einen unglaublich langen Atem haben müssen. Es braucht viele kleine und geduldige Schritte, eine ewige Ameisenarbeit. Wir haben in Guatemala zum Beispiel einen ersten Prozess wegen eines Massackers 1999 gehabt, ein zweiter Prozess findet am 12.12.2007 statt. Es braucht viele kleine Schritte, um sich dann irgendwann mit anderen zu vernetzen, damit sie ins grosse Gemeinsame gehen. Dazu braucht's sowohl individuelle wie gesellschaftliche Strategien.

Ursula Hauser: Ich erlebe diese Spaltung zwischen „Klein = beautiful“ und „Gross = politisch“ nicht mehr so stark. Vor etwa 30 Jahren hat man in der Linken Psychoanalyse oder Psychodrama wenn nicht mit grossem Misstrauen oder gar direkter Abwehr einfach nur als kleinbürgerliche Ideologie angesehen und als gar nicht nützlich für den politischen Kampf. Inzwischen ist diese Spaltung nicht mehr so gross, obwohl sie noch existiert, aber jetzt ist klar, dass das Subjektive auch politisch ist. Das hat die Frauenbewegung bewirkt mit ihrer Forderung „das Persönliche, das Private ist politisch“. Das bedeutet: das Individuelle ist nicht vom Sozialen zu lösen und das Soziale nicht vom Politischen. Wir linken PsychoanalytikerInnen wissen ganz klar: es geht nicht ohne das Subjektive, aber nur das Individuelle anzuschauen, ist absolut nicht unser Ziel. Und dann ist noch der Faktor Zeit: weil alle gründlichen Prozesse viel Zeit brauchen, damit wir nicht nur Symptombekämpfung machen.

Yolanda Aguilar: Ich glaube, Ihr habt heute zwei Sichtweisen auf Guatemala kennen gelernt, zwei Perspektiven, die sich ergänzen. Ich sehe auch keine Trennung zwischen dem kleinen Individuellen und dem grossen Nationalen. Diese ideologische Trennung findet nur in den Köpfen statt und hat uns auch daran gehindert, die Komplexität dieser Prozesse wahrzunehmen. Ich habe dieses Jahr Frauen der deutschen Organisation medica mondiale kennengelernt, die psychosoziale Arbeit macht zur Traumabewältigung in Bosnien und Afghanistan. Eine Therapeutin, Maria Zemp, gab mir auf die Frage, was es braucht, damit die Frauen zu Protagonistinnen ihres eigenen Lebens werden, die Antwort, dass es nötig sei, dass alle Personen, die mit traumatisierten Menschen arbeiten, sich hinterfragen und bewusst werden müssen, wo wir unsere eigenen Traumatas haben.

– Und diese Frage muss sich auch die Solidarität stellen.